

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 5 (1932-1933)

Heft: 11

Artikel: Nervöse Eltern

Autor: Herzka-Freistadt, Else

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-852734>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nervöse Eltern.

Von Dr. Else Herzka-Freistadt, Wien.

Sehr viele Erziehungsschwierigkeiten liegen nicht in erster Reihe beim Kinde, sondern bei den Eltern begründet, bei deren Charakterschwächen oder falschen Einstellung zum Leben und daher auch zu ihrem Kind. Ich will statt aller theoretischen Erörterungen von einem achtjährigen Jungen erzählen, einen Bericht geben, der zeigen soll, wie das Wesen und Werden eines Kindes vom Verhalten seiner Umgebung mitbestimmt werden kann und wie das Mißratensein nicht angeborener Charakterfehler sein muß; die Schwierigkeiten, die ein Kind den Erwachsenen bereitet, sind oft nur die natürliche Reaktion auf die falsche Behandlung durch die Erwachsenen.

Herbert ist ein kleiner auffallend blasser Bub. Er sieht unterernährt aus, was einen wundert, da die Eltern wohlhabende Leute sind, die ihren Jungen bestimmt nicht hungern lassen. Der Junge ist verdrossen, unfroh, hastig und scheu. Nur zu seiner Mutter ist er ausgesprochen frech und man merkt leicht, daß er vor ihr nicht den geringsten Respekt hat. Am ersten Abend unserer Bekanntschaft sagt der Knirps, an mich gewendet: „Meine Mutter ist ja so nervös.“ Die Mutter beklagt sich über Herberts konsequente Unfolgsamkeit. „Ich habe es in Gutem und mit Strenge versucht, jetzt aber bin ich am Ende meiner Kraft.“ Ja, die Mutter ist soweit, zu glauben, daß ihr Kind nicht normal sei, daß der Junge ihre Nervosität erblich übernommen hätte. Auf mich nun macht Herbert durchaus nicht den Eindruck eines kranken, wohl aber den eines ganz und gar falsch erzogenen Kindes. Selbst das auffallende Stottern des Kindes scheint mir mehr seelisch als organisch begründet zu sein. Einige Tage nach meinem ersten Besuch lasse ich mich von Herbert zu seiner großen Freude telephonisch anrufen. Er stottert nicht im mindesten und ich habe einen schnellen Beweis für die Richtigkeit meiner Annahme. Sprechen ist eine Brücke von Mensch zu Mensch, ist ein Verständigungsmittel der Gemeinschaft. Das Kind aber, um das ich mich jetzt kümere, liegt in ausgesprochener Fehde mit seiner Umgebung. Das Stottern ist ein Symptom: So hastig und unruhig wie sein Sprechen ist der ganze Zustand. Das letzte Jahr ist Herbert so schlecht mit den Menschen ausgekommen, hat in der Schule so sehr gestört, daß man ihn aus der Schule nahm. Nun hat er gar kein geregeltes Leben und keine Gesellschaft mehr, er ist ganz allein und verbittert. Verschiedene Kinderfräulein haben seine Erziehung versucht, aber wenn der seltene Fall vorkam, daß Herbert sich der Erzieherin anschloß, wurde die Mutter eifersüchtig; so schlecht auch das Einvernehmen zwischen ihr und dem Jungen ist, wacht sie tyrannisch über seine Liebe. Sie überschüttet das Kind mit Zärtlichkeit, die ihm gar nicht erwünscht sind, hat aber gar keine Geduld, sich mit dem Kind zu beschäftigen, sondern ist ungeduldig und jähzornig.

Ich wohne einen Sommer lang Tür an Tür mit Herbert und seiner Mutter und habe Gelegenheit, das Milieu und die Ursachen der Schäden näher kennen zu lernen. Der Vater,

dessen Autorität beim Jungen noch gilt, ist in der Stadt geblieben und kommt nur von Zeit zu Zeit auf Besuch. Die Eltern äußern ihre Meinungsverschiedenheiten punkto Erziehung vor dem Kinde und untergraben so den letzten Rest von Respekt. In der Frühe geht der Kampf an. Herbert will nicht aufstehen, so schön der Tag auch ist. Auch die Mutter schläft tief in den Morgen hinein und noch im Bette liegend ruft sie den Buben wach. Der reagiert erst überhaupt nicht und wird die Mutter dann dringlich, schmeichelnd, zornig und schließlich drohend, beginnt Herbert mit seinem kläglichen Raunzen, das jeden Tag einleitet. Es ist kein richtiges Weinen, sondern ein gewohnheitsmäßiges, langweiliges Plärren, voll Trotz und schlechter Laune. Wochen später, als wir schon gute Freunde sind, sagt Herbert stolz: „Weißt Du, ich kann mich ja weinen machen.“ Wenn die Mutter den Buben endlich aus dem Bett zerrt, wird jeder weitere nötige Handgriff Grund für eine Auseinandersetzung. Herbert trödelt, er zieht sich widerwillig und langsam an, drückt sich möglichst vom Waschen, schreit beim Frisieren, und Zähneputzen wird eine tragische Angelegenheit. Der nächste Akt der traurigen Komödie ist das Frühstück. Übel gelaunt kommt Herbert zum Frühstückstisch, nörgelt, kritisiert, spuckt wütend die Haut der Milch aus, braucht eine geschlagene Stunde zur Absolvierung des Frühstücks, die Prozedur wird begleitet von Tränen, Ermahnungen und Verzweigungsausbrüchen der Mutter. Draußen ist der herrlichste Sommertag. – Kind und Mutter wissen nichts davon. – Im Restaurant ist Herbert der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Mutter, Gäste, Kellner drehen sich um den kleinen Jungen, der nicht essen will. Schließlich kommt Herberts Mutter so in Zorn, daß sie trotz der vielen Leute laut schreit und fluchtartig den Raum verläßt, weil sich fremde Gäste in die Amtshandlung einmengen.

Ich entschlief mich, Herberts Mutter zu ersuchen, einige Tage das Kind bedingungslos meiner Führung anzuvertrauen. Nach außen sah es wie Zauberei aus: Von einem Tag zum andern verwandelte sich das kleine Ungeheuer in einen lieben, klugen Jungen, der nicht nur keinerlei Schwierigkeiten bei Erledigung der Alltagsnotwendigkeiten macht, sondern gut aufgelegt, ausgesprochen liebenswürdig ist und die vielfachsten Interessen hat. Was ist hier vorgegangen? Ist das Kind also nicht an sich schlimm, ungezogen oder gar krank, sind seine Unarten nur Reaktionen auf Fehler der andern? Herbert schläft einige Tage in meinem Zimmer. Ich stehe früh auf und sage: „Schade, daß du jetzt am Morgen spaziergang nicht teilnehmen kannst, du pflegst doch nicht so zeitlich aufzustehen.“ Oder: „Ich hätte zwar eine Besorgung, die du allein machen könntest, aber ich möchte dich zu so früher Stunde nicht bemühen.“ Herbert ist frappiert. In einer Viertelstunde ist er fix und fertig angezogen und bittet mich, ihn mitzunehmen. Als ich im Gasthof allein mit ihm speiste, bot ich ihm zu seiner ungeheuren Überraschung

die Karte zum Aussuchen höflichst an. Das Kind ist ganz verwirrt, bittet mich, doch die Wahl zu treffen, wir bestimmen gemächlich gemeinsam das Menü. Am andern Tage schiebt Herbert mir die Karte mit der Geste eines erwachsenen Herrn zu; das Essen verläuft ohne jede Schwierigkeit. Dem Jungen schmeckt alles herrlich; es war also nur Ehrensache, der Mutter jedesmal Widerstand zu leisten.

Das führt uns in die innern Vorgänge, die Herberts Unarten und seiner Wandlung zugrunde liegen müssen. Das Kind stand in ununterbrochenem Protest, es war ganz gleich, was die Mutter wünschte, Herbert widersprach auf jeden Fall. Er wußte, daß die Mutter auf irgend eine bestimmte Art auf seine Unarten reagieren wird und daß auf diese Art er eigentlich die Mutter in der Hand hatte. Herberts Mutter war mit ihrem eigenen Leben nicht zurecht gekommen. Die Ehe war nicht glücklich und die Frau hatte jedes Vertrauen in ihre eigene Leistungsfähigkeit und jeden Mut zu irgend einer Leistung verloren. Sie war verstrickt in Prestigefragen und auch das Verhalten ihrem Kind gegenüber war eine Frage ihrer eigenen Geltung. Sie warb um seine Liebe und jede seiner Unarten traf sie wie eine persönliche Beleidigung. Sie lamentierte den ganzen Tag, war trübsinnig und lässig und ein schlechter Spielkamerad. So sehr sie auch in das Kind verliebt war, fehlte ihr jede Lust, auf dessen Eigenart einzugehen. Als das Kind noch klein war, konnte sie es noch

beherrschen, gehörte Herbert ihr. Nun, da er erwachsen wurde, versuchte sie unausgesetzt, ihn so zu behandeln, als ob er noch ein kleines Kind wäre, unterdrückte jede Regung zur Selbständigkeit, war ängstlich und nervös! Herbert aber wollte „groß“ sein. Die Einstellung seiner Mutter reizte ihn ununterbrochen, ihr Mangel an Frohsinn, ihre Faulheit wirkten ansteckend. Er verlor jede Achtung vor ihr und so sehr auch das Kind die Mutter liebte, war es immer bestrebt, sie zu tyrannisieren. Er war verwöhnt worden und hatte verlernt, Rücksicht zu nehmen. Da er gar kein Feld zur eigenen Leistung hatte, verwandelten sich seine Selbständigkeitsgelüste in blinden Trotz.

Ich verhielt mich gerade entgegengesetzt wie die Mutter. Ich achtete sorglich darauf, das Selbstgefühl des Kindes nicht zu verletzen, ich sprach nicht in einer fremden Sprache über das Kind, ich nörgelte nicht und ermahnte nicht. Ich nahm Herbert ernster und doch wieder kindlicher als es seine Mutter tat. Ich ließ seine Reife gelten, wo sie vorhanden war und stellte ihm Aufgaben, die er erfüllen konnte. Anfangs wendete ich manche List an, war oft absichtlich humorvoll, aber nie ironisch. Sobald das Kind merkte, daß ich ihm vertraute und an seine Fähigkeit glaubte, wurde es mein Freund. Herberts Mutter aber muß erst für sich die Ruhe und nötige Selbstzucht erreichen, die notwendige Voraussetzungen des Erziehens sind.

Charles Bally und der Muttersprachunterricht.

Von Dr. Henri Frei, Bellegarde (Frankreich).

Es vergeht fast kein Tag mehr in der französischen Schweiz, ohne daß man über die sogenannte „*crise du français*“ öffentlich klagen hört. Zeitungsschreiber, Professoren, Schriftsteller, wie seinerzeit Philippe Godet in der *Gazette de Lausanne* und vor kurzem Robert de Traz im *Journal de Genève*, haben das Übel angezeigt und insbesondere die Schule wegen des mangelhaften Muttersprachunterrichtes dafür haftbar machen wollen; auch haben sie verschiedene Maßregeln in Erwägung gezogen, die sie für zweckdienlich halten. Wenn aber offensichtlich ist, daß man gegen die Sprachvernachlässigung und die ungenügende Ausdrucksfähigkeit der Schüler eingreifen kann und es auch tun soll, so muß man sich doch davor hüten, so grobe Mittel anzuwenden, wie eine plötzliche Zahlerhöhung der Französischstunden oder ein übereifriges Reinigungsstreben, was sicher das Vertreiben des Teufels durch Beelzebub bedeuten würde. Die Frage, die sowohl den Pädagogen als auch den Sprachforscher angeht, ist eben viel verwickelter und heikler als man gemeinlich annimmt. So sah sich die Genfer Erziehungsdirektion veranlaßt, sich an einen Fachmann zu wenden, der dazu Stellung nähme und der Lehrerschaft und einer weiteren Öffentlichkeit seine Meinung auseinandersetzen würde; sie beauftragte damit den Hochschullehrer Charles Bally, der seine Ansichten in einer Reihe von fünf im Laufe des vorletzten Sommers gehaltenen Vorträgen darlegte. Dem Wunsche der zahlreichen Zuhörerschaft Folge leistend, hat der Gelehrte seine Gedanken, jetzt viel ausführlicher und planmäßiger, in Buchform niedergeschrieben und so einer breiteren Allgemeinheit zugänglich gemacht (*La crise du français. Notre langue maternelle à l'école*. Neuchâtel Paris, Delachaux & Niestlé).

Allerdings erschien das Vorgehen der Schulbehörde für denjenigen, der Ballys Wesen und Wirken nicht zum voraus kannte,

als ein Wagnis. Denn man weiß ja, auf welchem gespannten Fuß die Sprachwissenschaft, von der es heißt, sie wolle die Tatsachen nur erkennen und sie nicht regieren, mit der althergebrachten alleinseligmachenden Schulgrammatik lebt. Wenn man aber auch der Linguistik in ihrer Anfangsstufe vorwerfen konnte, sie sei ein ahumanistisches Fach, das sich vom menschlichen Handeln fernhalte, so scheint sie jetzt doch durch ihre Entfaltung berechtigt, an neue Aufgaben heranzugehen; die theoretische Wissenschaft will sich eine angewandte Disziplin angliedern, die zur Führung gelangen soll auf einem Gebiete, das bisher der tastenden Empirie und dem Gängelband der Überlieferung unterworfen war. Bally gehört zu denen, die mit Recht glauben, daß ein zielbewußter Wille mit der Zeit zu einer etwas weniger chaotischen Gestaltung des Sprachverlaufes und zu mehr Ordnung im grammatikalischen Haushalte führen wird und die mit Takt und Maß darauf wirken, das Ergebnis eines halben Jahrhunderts Theorie einstweilen für den Sprachunterricht und besonders für eine bessere Anlernung der Muttersprache nutzbar zu machen. Zeigt der wachsende Erfolg der künstlichen Weltsprachen diese Wirkung eines planmäßig einsetzenden Willens übrigens nicht deutlich genug?

Tatsächlich gehört aber unter den gesellschaftlichen Einrichtungen die Sprache zu den konservativsten; im französischen Sprachgebiete namentlich führt die mangelhafte Anpassung der starren Schriftsprache an den unaufhörlich vorwärtsschreitenden Kulturwandel zu einer immer weiter gähnenden Kluft mit der weniger gebundenen Umgangssprache, die, wenn auch langsam, sich im Volksmunde doch allmählich fortentwickelt. Die Vermengung beider Ausdrucksformen wird immer schwieriger. „Gesprochene“ Worte fallen im Geschriebenen sofort auf; entsprechend muß sich der Alltagsmensch beschämt fühlen, wenn